

Ich habe sie gesucht und wieder nicht gefunden, aber ich werde nicht aufgeben, und wenn man mir sie eines Tages auf dem Sterbebett präsentieren sollte und ich noch einen kurzen Blick darauf werfen könnte, wäre mir das auch recht – das Warten, vielleicht sogar das Leben hätte sich gelohnt.

Na ja, ganz so ist es nicht. Was ich aber tatsächlich dringend brauche, mehr als jede andere Schallplatte auf der Welt, ist die deutsche Originalpressung von „Astral Weeks“ von Van Morrison, erschienen 1968 bei Warner Brothers; die amerikanische habe ich, wenn auch mit Kratzern, überglücklich gekauft für lächerliche dreißig Euro vor Jahren in einem sehr guten Stuttgarter Geschäft.

Nun stehe ich an einem spätsommerlichen Vormittag vor der im Hamburger Grindelviertel gelegenen „Plattenrille“, die ich als Deutschlands bestes Plattengeschäft vom Hörensagen schon kenne. Das Schild an der Straße ist nicht zu übersehen; von dem stilechten Logo, das „the largest new/used collection shop in Germany“ verheißt, lässt man sich willig in den Innenhof locken. Die Anpreisung ist, wie sich noch herausstellen wird, nicht übertrieben, obwohl ich, auch das sei vorausgeschickt, am Ende des Tages keine zwanzig Platten gekauft haben werde. Aber die Qualität eines Geschäfts bemisst sich nicht nur danach, wie viel man darin ausbittelt, sondern auch danach, ob es hat, was man selber schon hat.

Eine breite Glasfront gibt den Reichtum schon vorm Eintreten preis. Durchsichtige, von der Decke herunterhängende Schilder mit praktisch allen geläufigen Musikgenre-Bezeichnungen verstärken den Eindruck von Transparenz, den dieses schon von der Verkaufsfläche her außergewöhnliche Geschäft auf Anhieb macht. Er wird bestätigt von der sorgfältigen Auszeichnung der nicht nur unzähligen, sondern auch unschätzbar vielen, fachgerecht gelagerten Platten; sogar die Wände sind zugestellt. In der Ladenmitte steht ein großzügig ausschwingender roter Tresen mit Barhockern davor und darauf einigen Plattenspielern zum Probieren. Über ihm baumeln, an Bindfäden wie bei einem Mobile, Instrumente, ein Akkordeon, ein Saxophon.

Alle guten Läden ähneln einander; jeder schlechte Laden ist auf seine Art schlecht. Die Aufteilung nach Genres, darin eine alphabetische Ordnung und, sofern sich's lohnt, nach Bands und Interpreten, dazu Außenhüllen, die vor Grabbelegen schützen, sind ein Standard, den man nicht unterbieten sollte. Hier ist sogar der Jazz unterteilt: Big Band, Swing, Latin, Free Jazz, Avantgarde und so weiter. Elvis hat ein Extrafach nur für seine RCA-Platten, die mit schwarzem Label erschienen sind. Händler mit wertvoller Ware erkennt man auch daran, dass sie nur das Cover ausstellen: „Platte am Tresen erhältlich“. Ich freue mich jedes Mal, wenn ich das sehe, auch wenn mich die Platte selber gar nicht interessiert. Die Gewissenhaftigkeit dieses Händlers ist schließlich auch an den Extravermerken zu erkennen, die viele Platten tragen und die anzeigen, auf welcher Seite, bei welchem Lied sie eventuell „Spuren“ haben,

und wurde früher als Vorabexemplar an die Radiostationen verschickt. „Not for sale“, steht auf dem Etikett, aber das ist sie bei mir dann auch nicht mehr. Das Paradoxon will es, dass gerade die auch klanglich überlegene Promo-Copy für wertlos erklärt wird; dabei ist es das Ur-Original, die allererste Pressung, die mich geradezu idealtypisch in meinem Wahn bestätigt. Die Musik klingt so, wie ihre Urheber sich das gedacht haben; sie ist frei von Störeinflüssen, zu denen ich übrigens auch das Knistern zähle, das manche, mit dem Stichwort „Vinyl“ konfrontiert, sich zu einer atmosphärischen Beigabe schönreden wollen (dann müsste man auch Bildstörungen gutheißen). Je älter, je „originaler“ die Platte ist, desto näher ist man – so stelle ich mir das jedenfalls vor – an der Musik und letztlich auch am Musiker selbst. Und eine Promo-Copy bringt einen noch näher heran. Manchmal denke ich, Van Morrison stünde bei mir im Wohnzimmer.

Ich glaube noch an so etwas wie Werkcharakter und bin der Meinung, dass sich Popmusik eigentlich nur auf dem Plattenteller abspielt, nicht in der Straßenbahn oder in Stadthallen. Und es mag durchaus sein, dass dabei archaisch-primitive Vorstellungen mitschwingen: Man hat seine Beute erlegt, bringt sie in seine Höhle und will sie mit niemandem teilen. Es kommen allerdings nur solche in Frage, die keinen Kratzer und, wenn es geht, auch kein verknicktes Cover haben. Platten zu finden, die vierzig Jahre alt sind und trotzdem wie neu aussehen, ist naturgemäß schwer; wer aber nicht die Geduld hat, sich auf diese Suche einzulassen, wer die langen Durststrecken nicht aushält, der ist kein richtiger Sammler, sondern ein ganz ordinärer Konsument.

Ich lege die Rod-Stewart-Platte nun auf den Tresen, laufe zurück zur Rock-Pop-Abteilung und mache mich dann doch am Van-Morrison-Fach zu schaffen – ohne Ergebnis. Die Enttäuschung wird dadurch aufgefangen, dass ich auf anderes stoße, mit dem ich gar nicht gerechnet hätte und wonach ich im Grunde auch nicht gesucht habe: Eagles, Fleetwood Mac (noch mit Peter Green), Everly Brothers, Ten Years After, Eddie Rabbitt, First Edition; dazu nicht ganz so Mainstreamhaftes: Maria Muldaur, Electric Flac, letztere sogar als Promo-Copy. Die teuerste liegt bei dreißig Euro, das ist ohne weiteres vertretbar.

Mit diesem Stapel gehe ich zurück zum Tresen, um mir einiges davon anzuhören. Bevor ich die Platten auf den Teller lege und sie mit der bereitliegenden Carbon-Bürste säubere, sehe ich mir jede genau an, stecke, wenn niemand schaut, meine Nase ins Cover, um diesen eigentümlich heimatischen Geruch zu spüren, und halte die Scheibe gegen das Licht, obwohl die Sonne, die vorhin noch das ganze Geschäft durchflutet hat, inzwischen verschwunden ist – was mir ganz recht ist: Es gibt, selbst für feinste Kratzer, keinen unbestechlicheren Zeugen als die Sonne, und auch der heikelste Sammler gibt sich gerne mal mit dem schmeichlerischen Eindruck zufrieden, den normales Tageslicht verschafft.

Die Tochter des Klaviermusikanten hat inzwischen gemerkt, dass die Laden-



Paul Löffler betreibt in Hamburg seit fast dreißig Jahren die „Plattenrille“.

Foto Jesco Denzel

# Soviel Vinyl

Von Edo Reents

Manchmal sucht man jahrelang nach einer bestimmten Platte. Dann steht man im besten Laden Deutschlands und merkt, man ist noch nicht bereit, sie zu finden.

„knackn“, „knistern“ oder anderweitig schadhafte sind. Man kann sich nicht vorstellen, was allein dies für Arbeit macht.

Es ist kaum jemand da, und so kann der zierliche Verkäufer einem Kunden, der seine gerade lauffähige Tochter dabei hat, Klaviermusik über die direkt unter der Decke befestigten und, angesichts ihrer geringen Größe, verblüffend klangprächtigen Lautsprecher vorspielen.

Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, und greife, vor dem Rolling-Stones-Fach in den Knien hockend, „Let It Bleed“ heraus, deutsches Original, mit zweiundzwanzig Euro günstig, leider ohne Poster. Von oben höre ich, wie sich der Verkäufer mit dem Klaviermusikanten über die Vorteile einer Jazzsammlung unterhält: „Diese Popsachen, Rod Stewart, Joe Cocker und so, hat man ja doch irgendwann durch. Aber finde mal 'ne Hancock- oder Sonny-Rollins-Platte.“

Ich kenne diese abfälligen Bemerkungen von Leuten, die nicht begreifen wollen, dass in jedem Geschmackssegment Vertiefung und Verfeinerung möglich ist. Trotzdem zögere ich, jetzt schon zu Van Morrison vorzudringen. Jeder Besessene weiß, dass die Suche nach einer ganz bestimmten Pressung einer ganz bestimmten Platte in der Regel zu nichts führt. Also halte ich mich zunächst an das Fach für Neuzugänge, mit dem ich schnell durch bin – das meiste habe ich schon. Dann suche ich, ohne konkreten Grund, unter „Rod Stewart“ und finde „Blondes Have More Fun“ (1978). Stewarts letzte gute Platte. Es ist eine Testpressung, eine sogenannte Promo-Copy, die ich von diesem Album noch nie gesehen habe, obwohl ich schon unzählige Rod-Stewart-Platten in der Hand hatte. 13,25 Euro sind da sehr günstig. Eine Promo-Copy hat meistens ein weißes Label, das manchmal gar nicht beschriftet ist,

tür mit einer Lichtschranke arbeitet; so läuft sie, unter fortwährendem Dingdong, raus und rein. Der Verkäufer beugt sich zu ihr herunter und sagt ihr etwas Freundliches, wovon ich aber nichts verstehe, weil ich Kopfhörer auf habe. Hoffentlich sehen der Klaviermusikante und der Verkäufer nicht, dass ich Eddie Rabbitt auflege, Musik, die um 1980 ab-soluter Mainstream war und jeder Jazzhörer wohl als den letzten Schritt bezeichnen würde, obwohl sie eine originelle Synthese aus Country und Disko ist.

Nach einer Weile verschwindet der Klaviermusikante mit seiner Tochter; der Jazz kann endlich abgestellt werden. Jetzt bin ich an der Reihe. Die Reaktion des Verkäufers auf meine Frage nach „Astral Weeks“ („Deutsches Original? Oh!“) deutet darauf hin, dass damit etwas berührt ist, das zumindest Kenner zusammenschrecken lässt. Ich schiebe die Frage nach, was nach seiner Verkäufermeinung die beste Pressung ist: „Es gibt hier keine feste Gültigkeit. Mal ist es so, mal so.“ Er persönlich habe festgestellt, dass Nachpressungen manchmal sogar besser klingen als das Original. „Astral Weeks“ habe in der beim Klassiker-Label „Midi“ Mitte der siebziger Jahre herausgekommen Ausgabe einen „wesentlich besseren“ Klang, da könne man sich die Originalpressungen sonst wohin stecken. Schon fängt er an, eine qualmen-de Pfeife im Mund, eine Hand rhythmisch hin und her bewegend, das am Contrabassspiel des Liedes „Sweet Thing“ zu erläutern: „dumm-dümm, dumm-dümm“. Ich frage ihn trotzdem, ob er das deutsche Original denn zu Hause stehen hat und, wenn ja, ob er mir das verkaufen würde – für zweiundert Euro. Stehen? „Ja.“ Verkaufen? „Nee.“ Die deutsche Pressung ist (mir) deshalb so wichtig, weil die Firma Warner

damals ganz allgemein so außergewöhnlich hochwertige Pressungen vertrieben hat: das Cover wie mit einer feinen Schutzhülle laminiert und nicht so sperig-pappig wie bei den Amerikanern, so dass man die Platte selber, die meistens auch viel dicker ist und nicht diese merkwürdigen Schlieren aufweist und wunderbar glänzt, problemlos herausnehmen kann. Dabei habe ich das deutsche Original von „Astral Weeks“ noch nie gesehen. Manchmal quält mich der Gedanke, dass es das womöglich gar nicht gibt, sondern nur als Nachpressung.

Der Verkäufer lehnt jetzt rücklings am Tresen und hat die Brille nach ins noch volle, graue Haar geschoben, was ihm einen femininen Anstrich gibt, und erläutert, wie der heutige Preis einer Platte mit dem damaligen Musikgeschmack zusammenhängt: „Merke – je populärer die Sachen in ihrer jeweiligen Zeit waren, desto schlechter sind sie heute erhalten.“

Es ist fünf Uhr nachmittags, nun erst merke ich, wie lange ich schon hier bin (seit sechs Stunden). Ich sollte langsam mal etwas trinken und frage den Verkäufer, ob ich meine Platten hier für eine Weile liegen lassen könne, ich würde eben zu „Ingo's Plattenkiste“ (nur echt mit Apostroph) ganz in der Nähe gehen und rechtzeitig zurück sein. Ich suche das erstbeste Lokal auf, bestelle ein Pils, gehe in den Sanitärbereich, trinke das Pils im Stehen aus und laufe zu Ingos „Plattenkiste“, wo

eine absurde, denn durch die Ventilatoren nicht zu bändigende Hitze herrscht. Von der neueren John-Mellencamp-Platte, die ich hier kaufe, wird sich zu Hause herausstellen, dass ich sie schon habe. Aber die von Slade wiegt das auf.

Gegen sechs Uhr laufe ich hastig zur „Plattenrille“ zurück: noch eine Stunde geöffnet, und ich habe noch längst nicht alles durch! Unterwegs stelle ich mir vor, dass der Verkäufer meine Platten inzwischen ja an jemand anderen verkauft haben könnte. Aber an wen? Es müsste ja jemand sein, der Rod Stewart und Eddie Rabbitt hört.

Marianne Faithfulls „Sister Morphine“ läuft im Laden. Eben, erzählt der Verkäufer, war das Fernsehen da! Eine Sen-Man könne das an dem Unterschied zwischen Tom Jones und Little Richard sehen: Tom Jones hätten damals schon nur die Erwachsenen gehört, deswegen seien die Platten auch noch so gut erhalten. Im Gegensatz zu Little Richard, der auf den Partys zuschanden gespielt wurde. „Die Seltenheit ist nie das Problem.“ Sondern, ergänze ich und seufze dabei, „der Zustand“. Was das kostet!

Ob ich wohl mit ins Lager darf? Ich verkniffe mir diese Frage, Löffler selbst

geht auf meinen Wunsch hin mehrmals hinein und kommt jedes Mal kopschüttelnd wieder heraus. Wir schlendern zurück zum Tresen, wo ich eine meiner Standardsuchanfragen starte. Sie betrifft Platten, die in den späten Sechzigern, frühen Siebzigern bei Island erschienen sind, damals fast Avantgarde: Traffic, Cat Stevens, Bands wie Free und Spooky Tooth. Man sollte das englische Original nehmen, das bei top erhaltenen Exemplaren allerdings gut und gerne im dreistelligen Bereich liegt; das deutsche klingt schauderhaft. Löffler zieht etwas unter dem Tresen hervor: „Ist dieses Buch bekannt?“ Es ist von Yuri Grishin: „The Famous British Collectable Record Labels: Island Records 1962–1977“ – ein ganzes Buch über ein einziges Plattenlabel.

Löffler erläutert jetzt das Problem bei Island, das mir in Umrissen natürlich schon bekannt ist: Das Label weise „zu vieleeh Unterscheidungsmärkma-leeh“ auf. Es hat sich in wenigen Jahren mehrmals grundlegend verändert. Während ich in dem Buch blättere („unser letztes Exemplar“), kommt jemand zur Tür herein, der sofort mit „Hallo, Wolfgang!“ begrüßt wird. Wolfgang, der in Löfflers Alter sein mag, aber gesetzter wirkt und ironisch vor sich hin schmunzelt, ist einer von der Sorte, die für eine David-Bowie-Platte schon mal dreihundert Euro hinlegt, vorausgesetzt, sie befindet sich in makellosem Zustand: „Der hat“, sagt Löffler anerkennend, „manche Platten schon hundert Mal in der Hand gehabt.“

Löffler will Kaffee holen. Ob ich einen will? Ich sage erst „nein“, dann aber doch „ja“, worüber die beiden anderen lächeln, und komme auf „Spooky Two“ zu sprechen, die epochale zweite Platte von Spooky Tooth, die es auf Pink Island mit dem äußerst seltenen, sogenannten Augen-Label gibt. „Joah, aber nur einmoal.“ Ich habe sie dreimal und bin immer noch nicht zufrieden, weil die Erstpressung, nach der ich bestimmt fünfundsiebzig Jahre gesucht habe, eigentümliche Schlieren aufweist und auch etwas knistert. Seither treibt mich der Gedanke um, diese Platte müsste es irgendwo noch in besserem Zustand geben.

„Erinnerst du dich noch an den diggen Dietääh?“, fragt Löffler. Ja, sagt Wolfgang, das sei ein Sammler der besonderen Art gewesen, der habe „Ableger“ gesammelt, ein hervorragender Tischtennispieler übrigens, Bundesliga, „sportlich ohneh Anndeeh“. Ableger? Wenn beispielsweise der Gitarrist von Spooky Tooth noch in einer anderen Band gespielt habe, habe der dicke Dieter diese Platte auch haben müssen, und wenn in

der anderen Band dann wieder jemand – und so weiter, in diesem Stil.

„Wer war eigentlich noch bei Island?“, frage ich. Der Name Nick Drake fällt, dessen Platten heute zwischen zwei- und fünfhundert Euro kosten. Das sei, sage ich, aber ganz langweilige Musik. „Ist das nicht bei den meisten teuren Platten so?“, fragt Wolfgang und sieht mich dabei an, als hätte ich etwas sehr Grundlegendes nicht begriffen. Plötzlich kommt mir der Gedanke, dass „Astral Weeks“ im Ganzen vielleicht doch nicht die Platte sein könnte, die ich mir, mürrisch geworden von der Sucherei, da zusammenphantasiere. Phantasie ich, um die Sucherei am Laufen zu halten, oder suche ich, weil ich mir einbilde, „Astral Weeks“ wäre eine Nonplusultra-Platte? Im Grunde nämlich, so viel weiß ich auch, ist das ja eine Jazzplatte!

Löffler und Wolfgang kommen auf Sachsa zu sprechen, der hier als Verkäufer arbeitet, aber heute nicht da ist. Was der für eine Geduld mit den Kunden habe, diesen „Näärvnolzen!“ Geht das gegen mich? Als es ans Bezahlen geht, stützt Löffler sich mit dem Ellenbogen auf meinen Stapel, was mir irgendwie nicht recht ist, nimmt jede Platte einzeln in die Hand und schreibt den Preis auf. Als Eddie Rabbitt an der Reihe ist, sagt er: „Den kennt auch keiner mehr, dabei iss der so klasseh!“ Ich nehme alles zurück, was ich über Jazzhörer gedacht habe.

Kurz vor sieben Uhr kommt eine sehr junge Frau herein, fünfzehn, vielleicht siebzehn Jahre alt. Löffler sagt: „Na, mein stolzes Mädchen?!“ In Hamburg war offenbar Zeugnisvergabe, aber die Schülerin scheint nicht ganz zufrieden zu sein. Löffler wischt die Bedenken vom Tisch: „Was sacht Mama?“ Man will zur Feier des Tages essen gehen, womit meine Frage nach einem pünktlichen Ladenschluss erledigt wäre.

Auf dem Weg ins Hotel schneidet mir die Plastiktüte mit den anderthalb Dutzend Platten (von den 259 Euro erlässt mir Löffler zehn Prozent, was mehr als in Ordnung ist) schon nach wenigen Metern in die Finger. Jetzt merke ich erst, wie erschöpft ich bin. Aber auch als es anfängt zu regnen, verwerfe ich den Gedanken an ein Taxi, das wäre nach so einem Tag Geldverschwendung. Nach einer halben Stunde bin ich am Hotel. Mich misstrauisch wie ein Krimineller umblinkend, schließe ich die Tür auf. Mit den Platten ins Bett? Warum nicht.

Einige Tage später habe ich die Midi-Ausgabe von „Astral Weeks“ in einem Frankfurter Geschäft gesehen; sie war gut erhalten und kostete nur 9,50 Euro. Ich habe sie nicht gekauft. Ich bin noch nicht so weit.